

ALMUTH HERBST

LESEPROBE

Winter saat

Historischer
Roman aus dem
Münsterland



solibro



Die ausgebildete Mezzosopranistin **Almuth Herbst** absolvierte ihr Konzertexamen mit Auszeichnung. Sie erhielt internationale und nationale Stipendien, nahm an Meisterkursen teil und wurde in der ganzen Republik für zahlreiche solistische Konzerte verpflichtet. Opernengagements führten sie auch ins Ausland nach Luxemburg und in die USA. Aktuell ist sie Mitglied des Soloensembles am Musiktheater im Revier, Gelsenkirchen. Dort gewann sie auch den Gelsenkirchener Theaterpreis für herausragende Leistungen am Musiktheater im Revier (MiR). „Wintersaat“ ist ihr erster Roman.

ALMUTH HERBST

Winter saat

Historischer
Roman aus dem
Münsterland

solibro

Historoman

1. Dirk Hennig:

Der Schatz im Aasee. Die ganze Wahrheit

Münster: Solibro Verlag 1. Aufl. 2004

ISBN 978-3-932927-23-2

2. Almuth Herbst:

Wintersaat. Historischer Roman aus dem Münsterland

Münster: Solibro Verlag 1. Aufl. 2017

ISBN 978-3-96079-027-3

verlegt. gefunden. gelesen.

SOLIBRO

ISBN 978-3-96079-027-3

1. Auflage 2017 / Originalausgabe

© SOLIBRO® Verlag, Münster 2017

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung & art work: *Cornelia Niere, München*

Frau im Amulett: © 2017 *Photo Scala Florence - courtesy of the Ministero Beni e Att. Culturali e del Turismo*

Autorenfoto S. 2: © *Pedro Malinowski*

Druck und Bindung: *CPI Books GmbH, Leck*

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.

www.solibro.de



Für Fanny, Uta und Lenz

Prolog

9

Aufzug I

Erwachen grundehrlicher Gefühle auf dem Lande

11

Aufzug II

Der Zimmerlehrling

301

Aufzug III

Das Mädchen mit den erdbeerblonden Haaren

489

Appendix

881

Prolog

Es gibt Augenblicke, die vergisst man nicht.
Die brennen sich ein wie glühendes Eisen.
Und prägen ein Mal für den Rest des Lebens.
Wie das Wetter ist, wie das Licht einfällt, wie es riecht.
Welche Kleidung man trägt.
Nichts davon vergisst man.
Augenblicke, von denen man sich nie mehr erholen wird.
Dies ist einer dieser Augenblicke.
Wie der Wind in meine Haare greift und an meinem Schultertuch zerrt.
Seine Augen.
Seine Haltung, sein Blick.
Nie ist mir bewusster gewesen, wie sehr ich ihn liebe, wie sehr ich ihn vermisse.
Und nie zuvor war ich mir so sehr des Hasses bewusst, der mich antreibt.
Seit Jahren schon antreibt.
Greifbarer als die Liebe, die ich für ihn empfinde.
Jetzt gerade weiß ich es nicht.
Ist das der Augenblick, in dem ich verrückt werde?
Oder bin ich es schon viel längere Zeit?
Wo ist der Übergang?

Verliert man seinen Verstand wie ein Ding, das man einfach fallen lässt?

Sie ist so dicht bei ihm.

Wie ist das nur möglich?

Ich ertrage das nicht. Mein Verstand erträgt es nicht.

Bin ich das, die da schreit?

„Du kannst ihn mir nicht wegnehmen! Du bist seit Jahren tot!“



Aufzug I

Erwachen grundehrlicher Gefühle auf dem Lande

Anderske Dijkersma wusste ganz genau, dass sie nicht für die Provinz geschaffen war. Schon gar nicht für die westfälische. Um ihr das begreiflich zu machen, brauchte ihr Vater gar nicht erst mit der Schilderung all dieser verregneten Trübsal und des kümmerlichen Lebens der Menschen anzufangen, die nach seinem Dafürhalten dort auf sie warteten. Natürlich war sie dafür nicht geschaffen! Wie sollte sie auch?

Ihr ganzes Leben hatte sie in geheizten Häusern zugebracht, auf weichen Daunenkissen geschlafen und noch kein einziges Tröpfchen Schweiß bei irgendeiner Arbeit gelassen. Abgesehen von der brennenden Frage, was sie morgens anziehen sollte oder wie ihr Haar zu frisieren war, wurden ihr Entscheidungen abgenommen. Hatte sie Wünsche, wurden die meistens von jemandem erfüllt. Wer die Hausarbeit erledigte oder das Essen zubereitete, war noch nie ihr Problem gewesen. Das Essen tat für gewöhnlich das, was es zu tun hatte: es stand fertig auf dem Tisch, wenn ihr danach war.

Ebenso wenig kümmerte Anderske die Frage, wie sich ihr bequemes Leben finanzieren ließ. Wollte sie sich etwas kaufen, kamen Laufer ins Haus, breiteten vor ihr die Waren aus, sie wählte, und damit gingen die Sachen in ihren Besitz über. Oder der Vater brachte Schönes aus Amsterdam mit.

Es vergingen manchmal ganze Monate, in denen sie nicht den blassesten Schimmer hatte, wer morgens dazu verdonnert wurde, all diese Spitzen und Rüschen aufzubügeln, mit deren Verkitterung sie den lieben langen Tag bei Würzwein, Plätzchen und herablassenden Bemerkungen über Münsters Kulturprogramm zubrachte.

Das war so, seit sie denken konnte, und es war noch nie ein Problem gewesen. Neuerdings aber – und sie war sich sicher, dass sie diesen Umstand ihrer Verlobung mit Diederick Tulp, Sohn des berühmten niederländischen Chirurgen und Bürgermeisters von Amsterdam Nicolaes Tulp, zu verdanken hatte – ließ der Vater keine Gelegenheit aus, all ihre schlechten Seiten zu katalogisieren und analysieren. Mit ähnlicher Pedanterie, mit der er seine Inventuren anging.

Man konnte beinahe den Eindruck gewinnen, ihr Vater bekäme kalte Füße!

Er hatte ihr sogar einen Brief direkt von seiner Hauptgeschäftsstelle aus Amsterdam nach Münster, in die Filiale, die ihre Mutter leitete, geschickt. An dessen gewölbtem Umschlag ließ sich unschwer erkennen, dass ihm wohl einige Worte zu dem Betragen seiner Tochter eingefallen waren.

Oh, sie konnte ihren Vater förmlich vor sich sehen. Wie er mit seinen weißen, gepflegten Händen vor dem peinlich organisierten Schreibtisch saß: Im glänzend-schwarzen Umhang, einem schneeweißen Schal um den Hals, ohne Perücke, die Korkenzieherlöckchen im Nacken. Vornehm, sauber, calvinistisch, korrekt. Nichts von den Schleifchen, Bändern, Falten und Blütenmustern in den Gewändern seiner Tochter. Und dann hatte er dieses ganz dünne, flaumige Bärtchen über den verräterisch vollen Lippen.

Verräterisch? Anderske hüstelte. Denen sah man einfach an, dass sie den Genuss schätzten und (!) pflegten: gutes Essen, spanischer Rotwein, Süßigkeiten in jeglicher Darreichungsform. Das weiche, etwas teigige Kinn darunter sprach Bände. Ebenso wie seine Liliengriffel. Und dann schwang in selbstgefälligen

Bögen und Schnörkeln der Federkiel über das sündhaft teure Büttenpapier mit dem eigenen Wasserzeichen, und es erblühte in der wunderschönsten Kalligraphie Mahnung um Mahnung um Mahnung.

Der Brief lag ungeöffnet auf ihrem Schoß.

Er hatte ja recht mit seiner Wehklage über sie und ihren dekadenten Zustand. Sie war durchaus bereit einzuräumen, dass sie verwöhnt war.

„Ja, gut“, nuschelte sie. „Meinethalben auch eigensinnig.“

Aber was sie ungeheuerlich fand, war die Tatsache, dass er es ihr vorwarf!

Seit sie denken konnte, hatte er ihr keinen einzigen Wunsch abgeschlagen (wenn man mal von der Sache mit der Sekundenuhr, die Herr Huygens in Amsterdam vorgestellt hatte, absieht – aber wir wollten ja nicht mehr nachtragend sein), nur um es ihr jetzt – wo sie längst erwachsen und ihr Charakter für Verbesserungen ja wohl deutlich zu ausgeprägt war – vorzuwerfen. Er tat ja gerade so, als habe sie ihren Reichtum selbst verschuldet!

Einfach lächerlich.

Anderske zupfte die taubenblauen Samtschleifchen an ihrem Hut zurecht, plusterte die gefärbte Straußenfeder auf, strich ihre Ziegenlederhandschuhe aus und naschte noch ein wenig von der Rehfleischpastete, bevor es losging.

Ach, das Münsterland, seufzte sie. Es sollte wohl – mitten im tristen Westfalen – der schlimmste Ort auf Erden sein. Besonders in den neun Monaten Winter, die hier herrschten. Eine Landschaft, die zu zeichnen man im Winter nur zwei Farben benötigte: Schwarz und Braun. Ein Farbspektrum, zu dem ein Haufen Kuhmist gereicht hätte ... Amsterdam war damit ja gar nicht zu vergleichen. Aber so was von gar nicht: Eine Hafenmetropole mit Geschmack und Tradition. Reich verzierte Patrizierhäuser an in der Sonne glitzernden Grachten, manchmal fünf Stockwerke hoch. Die wohlhabendste Stadt Europas, mit Lagerhäusern voller Gewürze, Seide und allen möglichen Kostbarkei-

ten aus Indien und vom Pazifischen Ozean. Allein das enorme Kapital, das in der Ostindien-Kompanie steckte, war dort zu einem bedeutenden Anteil ansässig.

Anderske schüttelte es förmlich in einer prächtigen Gänsehaut, als sie an ihre glänzende Zukunft in Amsterdam neben dem Bürgermeistersohn dachte: Gesellschaften, Konzerte, interessante Geschäftsleute, Festbankette mit edlen Weinen und köstlichen Gerichten aus Übersee, eingenommen im Gespräch mit Weltenbummlern und Lebenskünstlern. (Und ein Spökenkieker, wie im Münsterland die Menschen genannt werden, die in die Zukunft sehen können, der hätte sich wohl an dieser Stelle vor Lachen ausgeschüttet.)

Sie kannte Diederick Tulp zwar nicht persönlich, nur aus Briefen und den Lobhudeleien ihres Vaters, aber sie war davon überzeugt, die glücklichste, zufriedenste und demütigste Ehefrau auf diesem Planeten zu werden, solange er ihr nur den Zugang zur Amsterdamer Hautevolee öffnete.

Wenn sie nur schon diese schweren Wochen der Prüfung überstanden hätte. Aber das alles lag noch vor ihr und da, wo es jetzt hinging, war es noch viel, viel, viel, viel schrecklicher als im tristen Münster.

Tapfer sah sie aus dem Fenster der Kutsche auf das pitschnasse Kopfsteinpflaster des Prinzipalmarktes.

Es müffelte. „Alles so ungewaschen“, rümpfte sie die Nase. Und das obwohl der Himmel einen Waschzuber nach dem nächsten auskippte.

Der Prachtgiebel des Rathauses verlor sich in den tiefhängenden Wolken und die wenigen bedauernswerten Bediensteten, die man in dieses Wetter hinausgejagt hatte, hasteten durch die Straßen, mit eingezogenen Köpfen, bedröppelten Gesichtern und würzigen Flüchen auf den Lippen. Unter ihren Füßen spritze das Regenwasser in alle Himmelsrichtungen, und auf den Pfützen bildeten sich dicke walnussgroße Blasen, die eine nach der anderen zerplatzen. Sie sah gerade einem Knaben dabei

zu, wie er sich im Regenschutz der Bögen kurz die Zeit nahm, um sich gründlich in der Nase zu bohren.

„Ich werde in den kommenden Monaten alles fantastisch finden“, entschied sie. „Aus Prinzip! Papa wird sich noch wundern!“

„Sie reisen allein?“, brummte der Kutscher und spuckte einen unappetitlichen Klumpen auf die Straße. Direkt neben einem dampfenden Haufen Pferdeäpfel.

„Ich reise mit Ihnen“, verbesserte Anderske.

„...?“

„Ich bringe Waren zu meiner Tante nach Olfen. Da werde ich die nächste Zeit wohnen. Meine Tante heißt Uta Pennekampes. Kennen Sie sie?“

Das Geräusch eines verstopften Abflusses war die Antwort.

„Seit meine Tante Witwe ist, betreibt sie die Apotheke ganz allein.“

Der Mann wuchtete sich auf den Kutschbock, das gesamte Gefährt schwankte wie auf hoher See. Noch so ein Geräusch. Aber diesmal war sie ziemlich sicher, etwas wie „acht Stunden“ herausgehört zu haben, und dass noch weitere Reisende am Ludgeritor zusteigen würden. Dann wieder unverständliches Gemuffel.

„Falls die zwischen Eurem Gepäck überhaupt noch Platz finden.“

Anderske fand die Tatsache, dass sie eine so selbstständige Tante hatte, einfach sensationell. Ihre Mutter war auch die meiste Zeit des Jahres in Münster allein mit den Geschäften. Aber es wurde doch immer alles so gemacht, wie der Vater es aus Amsterdam anordnete.

Der Kutscher grunzte, die Kutsche setzte sich in Bewegung.

Seit 1655 gab es in Olfen eine Poststation, die der Münsteraner Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen eingerichtet hatte. „Bomben-Bernd“ wurde er genannt. Weil er bei Zeiten seine Amtsrobe an den Nagel hängte und gegen ein Kriegsgewand tauschte und mit Mörsergeschossen alles bombardierte, was nicht bei drei auf den Bäumen war.

Vorzugsweise Holländer.

Die Kutsche setzte sich in Bewegung. Anderske wurde schnell klar: auf den Holzbänken des Reisewagens wurde man aufs Schmerzhafteste hin und her geschleudert und jedes Schlagloch bedeutete einen Rammstoß, dass es bei einem Schuss aus einem dieser Mörsergeschosse in den Allerwertesten nicht hätte schlimmer sein können. Sie rutschte zur Seite und versuchte einen Blick nach vorn auf die Straße zu werfen, in der Hoffnung die drohenden Schlaglöcher sehen zu können, um gegenzuhalten.

Keine Chance.

Krawumm!

Einmal schlug sie mit dem Kopf gegen die Kabinenwand.
„Acht Stunden?“

Sie rieb sich die getroffene Stelle neben ihrer Schläfe.

Christoph von Galen. Was war schon vom Sohn eines jähzornigen Messerstechers zu erwarten? „Anderske“, würde Mutter sich jetzt entrüsten, „wie kannst du nur so über den Vater unseres Fürstbischofs reden? Der Erbmarschall hat ein Duell gegen Gerhard von Morrien zu Nordkirchen geführt. Dass er seinen Erzfeind dabei mit dem Degen niedergestreckt hat, ist doch ganz eindeutig ein Gottesurteil! Wie kannst du sagen er sei ein jähzorniger Messerstecher?“ – „Schon gut“, würde Anderske antworten, „Ich denke es ja nur, ich sag es ja nicht laut.“

Sie biss trotzig die Zähne zusammen und hielt fest an dem Vor-satz, ihr Exil einfach wunderbar zu finden. Zumindest vorerst.

Askese. Läuterung. Wie die Tugendprüfungen einer Novizin.

Aber bevor ihr feierlich zu Sinn wurde, wäre sie am liebsten bereits in Senden mit den anderen Reisenden wieder ausgestiegen. Und in Lüdinghausen fragte sie sich ernsthaft, ob es überhaupt jemanden gab, der nach Olfen wollte. Sie war mit dem Kutscher und ihren Kisten und Koffern allein. Wobei mit oder ohne Kutscher auch nicht wirklich von Bedeutung war, denn der Mann hatte offenbar kurz nach Abfahrt seine ohnehin ziemlich träge Zunge vollständig verschluckt. (Vermutlich, weil er – im

Gegensatz zu seinem einsamen Fahrgast – im strömenden Regen saß) Nur die Pferde schnauzte er manchmal mit Urlauten an.

Noch ein Schlagloch.

Diesmal konnte sie nur knapp verhindern, dass ihr Kopf ein weiteres Mal gegen die Kabinenwand gedonnert wurde. Sicherheitshalber nahm sie den Hut mit der großen Nadel ab und legte ihn neben sich. Ihr Mieder kniff, die blumenbestickte Schleppe war vollends zerknittert und ihr spitzenbesetztes Unterkleid glich vorn am Saum einem miserabel gegerbten Stück Wildschweinsleder.

„Gott im Himmel!“, jammerte sie. „Das wird nie wieder weiß!“

Schlagloch.

Die Hutnadel kullerte mit der steten Erschütterung des Gefährts neben Anderskes schmerzenden Oberschenkel und wurde von ihr mit Wucht in den Filz des Hutes gestoßen.

„Ach Papa“, entfuhr es ihr in diesem Moment der Schwäche. „Wenn ich doch bloß wieder nach Hause dürfte.“

Was tun? Ihr Hintern verkam gerade zu einer wunden, plattgewalzten Fläche Hefeteig und diese Langeweile spottete einfach jeder Beschreibung. Wenn sie doch zumindest etwas in ihr geliebtes Tagebuch schreiben könnte. Ein paar saftige Anmerkungen über die Münsterländer Straßenverhältnisse zum Beispiel. Aber bei dem Geholper brachte man ja keinen einzigen sauberen Strich zustande. Außerdem würden die Wörter heute ein bisschen weniger gewählt sein, als die, die sonst diese Seiten mit Goldschnitt schmückten.

Anderske räkelte sich und gähnte. Entspannung war hier keine zu finden. Sie rieb sich unter holländischen Flüchen (des Holländischen bediente sie sich, wenn die Angelegenheit von einer gewissen Dringlichkeit war) ihre malträtierten vier Buchstaben und warf einen trüben Blick aus dem Fenster. Ein weiterer Rammstoß ins Kreuz von einem der Schlaglöcher.

Verspannte Schultern. Verkrampfte Oberschenkel. Aua.

Nichts konnte es noch schlimmer machen ...
Obwohl? – Doch.
Sie könnte den Brief lesen. (...)